

NICOLA KEEGAN

Schwimmen

Roman

Aus dem Englischen von
Bernhard Robben

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel «Swimming»
bei Alfred A. Knopf, New York.

Redaktion Susanne Aeckerle

*Für meine Mutter Kay Keegan
und meinen Vater Reuben George Keegan
und Joseph O'Mahoney*

1. Auflage März 2010
Copyright © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Swimming» Copyright © 2009 by Nicola Keegan
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München
Umschlagabbildung Tina Berning/2agenten
Satz Berthold Baskerville PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 03541 9

Wenn sich diese Ausnahmeathletin alle olympischen Goldmedaillen umhängte, die sie in ihrer langen Karriere gewonnen hat, und damit in ein Schwimmbecken spränge, würde sie ertrinken.

Olympia-Supercoach Ernest K. Mankowitz
Sports Illustrated Juni 1990

Kalifornische Katholiken tragen dunkle Brillen

Die komplizierte Küste

Es gab Dinge, die ich über Sunny Lewis nicht wusste, als wir beschlossen, uns in Stanford ein Zimmer zu teilen. Ich wusste nicht, dass sie ihren Abschluss in Psychologie machen wollte, dass sie traurige Lieder auf einer traurigen Akustikgitarre mit Stahlsaiten klampfte, dass sie mitsummte, wenn sie mit ihren schrumpeligen Schwimmerfingern auf ihrer traurigen Gitarre spielte, dass sie sumnte und auf anderen Dingen spielte, wenn ihre Gitarre nicht in Reichweite war, um sie nach den vielen Vorlesungen über Verhaltenspsychologie zu beruhigen, die sie insgeheim in den Wahnsinn trieben. Ich wusste bereits, dass sie gern kostenlose psychologische Ratschläge erteilte, nur wusste ich nicht, dass ich das Versuchskaninchen für ihre Verhaltenstherapie sein würde, dass ich, wenn ihr trauriges Geklimper plötzlich aufhörte, von meinem Sessel aufschauen und sie mich analysierend anstarren würde.

Schwimmer teilen sich in zwei Gruppen, in jene, die ein ausgeglichenes Leben wollen, und in jene, denen das egal ist. Sunny will, mir ist es egal. Ich schlafe jedes Mal ein, wenn ich im Sessel sitze. Ich schlafe beim Essen ein. Ich schlafe im Auto ein, Schlüssel im Zündschloss. Ich schlafe ein, wenn ich in meinem Sessel sitze und Sunny einen Song darüber klimpert, auf welchem Pferd ein guter Cowboy im Himmel reitet. Ich schlafe am Telefon mitten in einem langweiligen Gespräch mit

meiner Mutter ein, zweimal hintereinander, weshalb sie tags darauf Napoleon Mankowitz anruft und verlangt, dass er dagegen vorgeht. Man nimmt mir Blut ab und untersucht es auf alle möglichen grässlichen Krankheiten, doch das Ergebnis lautet schlicht: *Sie ist müde.*

Ich rufe meine Mutter zurück und sage ihr, sie soll damit aufhören, Schwimmen sei wie ein Anker, der mir Halt biete, dem ich alles geben müsse, um mir dann zurückgeben zu lassen, dass ich so leben müsse oder verlieren würde.

Ein volles Stipendium, Mom. Das ist nun mal mein Leben.

Das ist kein Leben, sagt sie.

Doch, ist es.

Ist es nicht.

Willst du mit mir über das Leben diskutieren?

Dein Vat-

Ich lege jetzt auf.

Hast du gerade einfach aufgelegt?, fragt Sunny und starrt mich an.

Nein, sage ich und greife nach der großen Packung Schokokugeln, die ich im Fach hinter dem Telefon verstecke.

An der Stanford ist es leichter als auf der Holy Name. Nirgendwo, weder unter den Tischen in der Cafeteria, noch lauend auf weiten Fluren, auch nicht vor Klassen, in denen mit langen Zeigestöcken gezeigt und gestoßen wird, finden sich Steinaugen, die Löcher in meine Geheimnisse bohren und Sünden an den Tag zerren, die ich noch gar nicht begangen habe, um mich dann gleich dafür zu bestrafen, nur für den Fall, dass sie nicht zugegen sein sollten, wenn tatsächlich Sünden begangen werden. Weltliche Professoren kommen, räuspern sich und sprechen zu denen, die zuhören wollen.

Wer nicht will, den beachten sie nicht. Von Nonnen inspirierte Stenographiekünste erweisen sich nun als entscheidender Vorteil. Ich weine fast vor Freude, als meine Hand über die Seite gleitet, jedes Wort festhält, während andere Studenten größte Mühe haben, weil sie mitten in unbeendeten Gedanken hängenbleiben.

Mein Studienberater mit dem unvorteilhaften Namen Robert Boggs, genannt Bob, ist der attraktivste Mann auf dem ganzen Campus. Bob findet mich *akademisch schwer einzuordnen* und sagt, meine Antworten auf seine einfachen Fragen provozierten nur weitere Fragen. Als schließlich klar wird, dass ich zu den Leuten gehöre, die offenbar einer unbestimmten Zukunft entgegengehen, entscheide ich mich für Englisch als Hauptfach, Nebenfach Französisch.

Englisch ist besser als perfekt. Ich sitze da und höre echten Leuten zu, die über fiktive Leute reden. Einige Studenten sind lebhaft bei der Sache, andere gleichen müden Beobachtern, die weit älter wirken, als sie es in Wahrheit sind. Kluge Studenten, die ihre Klugheit beweisen müssen, verlieren rasch die Geduld mit anderen klugen Studenten, schreien und recken die Fäuste, während Lehrassistenten *Ruhe* brüllen oder sich zurücklehnen und sichtlich zufrieden mit dem Stuhl kippeln. Das Drama lässt mich aufleben und hält mich wach. Jeder Tag verläuft fast genauso wie der Tag zuvor, der Himmel hellorange und purpurrot. Ich wache noch in der Nacht auf, frühstücke und kommentiere die neuen Falten, die sich Sunny ins Gesicht geschlafen hat, was sie mittels Radio ignoriert, dann gehen wir zum Training. Später sitze ich dann Komödie und Tragödie ab, Griechisch und Latein für den Vokabelaufbau, Chaucers Frauen, Astronomie und Grundkurs Übersetzung,

danach trainiere ich wieder und gehe in Gedanken die Riesenmengen neuen Wissens durch.

O ihr, die ihr da redet und außer Porridge nur Bröcklein kennet.

O ihr, derer vom Bröckleinporridge, was wisset ihr denn schon.

Ooo ihr, Tränen tröpfelnden Porridge weinend, wenige, ach wie wenige Bröcklein.

Unsere Mannschaft hat eine eigene Ernährungsberaterin namens Mona, die Röcke aus Pflanzenfasern trägt. Peggy sagt: *Mir gefällt Ihr Rock total gut*, was total gelogen ist, und Mona freut sich. *Danke! Er ist aus Yuccapalme!* Ich fülle mein Diätbuch mit Lügen, halbiere die Zahl der Schokoriegel, mache aus zwei Kirschtaschen frische Kirschen und aus Milchshakes Proteinriegel. Das Einzige, was ich nicht verschweige, sind die Toast-Sandwiches mit Banane und Erdnussbutter, die Maiskolben, die ich in Butter tränke und dann mit Salz bestreue, die drei Schalen fröhlicher Cornflakes, die ich mit Zucker bestreue und jeden Morgen zum Frühstück verdrücke.

Mona bittet mich in ihr Büro zu einem Einzelgespräch. Sie tritt nah an mich heran und formt mit den Lippen das Wort *Einzelgespräch*. In der darauffolgenden Woche treffen wir uns nach dem Training. Ich lege meine große gelbe Armbanduhr an, nur für den Fall, dass ich mal einen eindeutigen Blick darauf werfen muss, denn Mona genießt eine gute Unterhaltung derart, dass sie oft darauf zu achten vergisst, wie es eigentlich ihrem Gesprächspartner ergeht. Außerdem schluckt sie zu viele Vitamintabletten und hat keinerlei Laster, was sie zu einem reinen Energiebündel macht. Sie trägt ein Sackkleid aus biodynamischem Hanf, dazu dünne, purpurrote Strumpfhosen, und sie bietet mir eine Tasse afrikanischen Tee an, den sie in einer Thermosflasche warm hält.

Buschmänner trinken ihn, wenn es nichts zu essen gibt.

Er sieht aus wie dünnes Blut. Ich nippe trotzdem daran und lüge: *Danke, schmeckt phantastisch.*

Sie laufen nachts durch die Kalahari, Kilometer um Kilometer. Das ist wirklich ziemlich ... nun ja ...

Ich blicke ostentativ auf meine Uhr, und sie schminkt sich den Teeschwatz ab. Es gäbe *dringende* Dinge, die sie mir mitzuteilen habe, die ich *unbedingt* wissen müsse. Sie durchwühlt ihren Schreibtisch, fischt Papiere und Graphiken hervor, Artikel mit roten und gelben Markierungen. Sie breitet sie aus und redet dabei. Sie will mich wissen lassen, dass mein Körper ein Orakel ist oder auch ein Bauwerk, eine große Bibliothek, die eine Erinnerung an all das aufbewahrt, was ich je in meinem Leben verzehrt habe. *Wissen Sie das?*

Nicken *ja*.

Ob ich denn Müll in einen Tempel werfen, Verdorbenes auf einen Altar legen, einem geliebten Menschen Gift anbieten würde? Sie hält inne und sieht mich an wie ein verärgertes Pater Tim, der eine naheliegende Frage über den Teufel gestellt hat.

Ich schüttelte den Kopf. *Nein* zu Müll, *nein* zu Verdorbenem, *nein* zu Gift.

Man ist, was man isst, sagt sie und fuchtelt mit ihren Händen wie eine Italienerin, dabei stammt sie aus Boston.

Ja, ja, klar doch, sage ich.

Das ist wirklich sehr wichtig, sagt sie.

Tut mir leid, sage ich.

Zucker stellt Dinge an. Unaussprechliche Dinge. Er nimmt den Körper als Geisel, und der Körper *passt sich an ...* wie Patty Hearst. Ob ich Patty Hearst kenne?

Nicken. *Ich weiß, wer sie ist, Mona.*

Mona besitzt das Schaubild eines menschlichen Körpers, der hautlos neben bunten Postern von ihrem letzten, ihrem besten Urlaub hängt, neben tanzenden Señors und Señoritas aus Barcelona. Die wichtigsten Organe sind in ordentliche Kuchenstücke aufgeteilt, und die Augäpfel sind herausgepflückt und schweben wie Planeten vor trockenen Schädelhöhlen, darüber rotiert das allmächtige Hirn wie eine beige-farbene Schinkenwurst. Mona schwenkt ihren Stuhl zu mir herum, senkt die Stimme und sagt in feierlichem Ton: *Dies ist der Leib des Menschen ... und das da ist Zucker. Zähne kauen, Zucker löst sich auf, Zähne verfaulen und fallen raus. Planetare Augäpfelumlaufbahnen werden kürzer, der Zucker lacht und steckt eine rotglühende Zündschnur an, die bis ans Herz führt, um die Illusion von Kraft und Energie heraufzubeschwören, weshalb das Herz die Zahl seiner Schläge erhöht. Der Zucker lacht lauter und jagt einen Laster direkt in die Milz. Dann springt er hinterm Steuer vor, tanzt eine Polka, und die Milz tanzt eine Weile mit, ehe sie vor Erschöpfung zusammenbricht. Die Hirnanhangdrüse, das Epizentrum unseres hormonellen Universums, spielt verrückt, zittert und spuckt ein bisschen Insulin aus, das dann die letzte Energie aus dem Körper saugt, weshalb die Leistung beim Schwimmen drastisch absinkt.*

Sie sieht mich an, wringt die Hände, verschränkt die Finger: *Zucker ist letztlich – hörst du mir zu, Philomena? Es besteht nicht die geringste Chance, dass du je wieder Weltbestzeiten schwimmst, wenn du zum Frühstück deine Cornflakes in Zucker ertrinkst, und wenn ich keine Chance sage, dann meine ich, du kannst noch von Glück sagen, dass du keine Prädiabetikerin bist.*

Sie holt tief Luft. *Du bist süchtig.*

Das bringt mich zum Lachen. Ich habe aus Babes perfektem Diätbuch abgeschrieben. Bei *Snacks* hatte sie geschrieben: *zwölf Mandeln, eine Birne.*

Zucker tötet, flüstert Mona.

Ein süßer Tod, sage ich, ohne die mit synthetischen Früchten gefüllten und mit raffiniertem Giftpulver bestäubten Teigtaschen zu erwähnen, die ich bei einer Bäckerin kaufe, die so fett ist, dass sie Speckröllchen an den Handgelenken hat und schon vom Stehen schwitzen muss.

Mona tippt mit dem Fingerknöchel auf mein Diätbuch und sagt: *Das meine ich ernst, und ich merke, dass ihre Augen genau die gleiche dunkelbraune Farbe haben wie die von Manny. Ich reiße mich zusammen; Mona schafft es, dass ich mich schäme.*

Sie ändert ihre Taktik. *Hast du jemals Bud Lancer gelesen?*

Nein, ich habe Englisch im Hauptfach, nicht ... Na ja, Sie wissen schon, die Klassiker eben. Chaucer, Shakespeare und so ...

Kein Problem. Ich selbst finde zwar, dass Bud Lancer für Studienanfänger Pflichtlektüre sein sollte, aber egal. Ich möchte, dass du dir die ersten Menschen in ihrer natürlichen Umgebung vorstellst. Denk an unsere Körper, ihre Körper, daran, welche Funktionen sie seit Beginn der Zeit zu erfüllen haben und wie wenig die Natur sich verändert hat, wie wenig wir uns verändert haben ... Die Nährstoffe, die nötig waren, um eine konstante Körpertemperatur zu halten und unter extremen Bedingungen zu überleben. Glaubst du, diese ersten Menschen hätten auch nur zehn Minuten überlebt, wenn sie solche Zuckermengen verdrückt hätten? Unsere Körper werden damit nicht fertig, und unser Hirn, unser Hirn ... Lass mich dir etwas über unser Hirn sa-, eigentlich wissen wir gar nichts über unser Hirn, aber das wird sich ändern, und wenn wir erst mehr wissen, werden wir auch begreifen, was uns diese Ummengen

Zucker angetan haben. Schau dich um ... nein, nicht hier im Zimmer. Da draußen. Schau dich um. Was siehst du?

Ich schaue mich um. Ich sehe einen blauorangenen Himmel, der sich ausdehnt, so weit das Auge reicht. Im Fenster ist ein kleiner Haarriss ...

Sie wirkt ungehalten. *Die Leute ... wie sind die?*

Oft verärgert.

Sie schließt die Augen. *Okay, was noch ...*

Verkniffen ...

Okay, und?

Hochnäsiger ...

Sind sie auch dick? Das sind sie doch, oder nicht? Wieder wirft sie ihre Hände wie eine Italienerin in die Luft. Du bist aus Kansas, richtig? Da sind die Leute auch ganz schön dick, nicht? Ziemlich fett?

Na ja ... lässt sich nicht ohne weiteres sagen, lüge ich.

So, so ... aber Moment mal, in Kansas gibt es jede Menge fette Leute. Um sich zu beruhigen, nippt sie an ihrem afrikanischen Todestee. *Sagen wir einfach: Auf Zucker basierende Gesellschaften bringen auf Zucker basierende Menschen hervor, die ein intensives, unbestimmtes Verlangen prägt, eine Gier, die nicht zu stillen ist ... Tiefgefrorenes auspacken und erhitzen ... in Sachen Nährwert ist das ein Nichts, der reinste Nährwertabgrund, gefüllt, hör mir zu, mit versteckten Zuckeranteilen und schlechten Fetten ... manche Wissenschaftler behaupten, es sei langsamer Selbstmord, aber wenn du mich fragst, ist das Massenmord, und was glaubst du, wen sie umbringen? Jedenfalls nicht die cleveren Werbefritzen und die reichen Produzenten, neeiiin. Die würden das Zeug nicht einmal ihren Hunden zum Fraß vorwerfen ... ehrlich. Mein Bruder arbeitet in der Werbung, und du würdest mir nicht glauben, was der so erzählt. Seine Frau baut Gemüse ökologisch an, und sie bestellen sämtliche Proteine bei Bauernhöfen, auf denen sie jedes*

Tier mit Namen kennen, ganz im Ernst, hundertprozentig ökologisch ... jedenfalls ... er verkauft ... er war früher so ... als wir noch ... Du würdest es einfach nicht glauben. Sie wendet den Blick ab, aber ich sehe noch, wie ihre Manny-Augen feucht werden.

Sie ist so aufgebracht, dass sie mich ansteckt. Schwer hängt in ihrem Büro die Luft der klimatisierten Enttäuschung, die sich in allem findet, wenn man nur genauer darüber nachdenkt. Der afrikanische, vor Gesundheit dampfende Tee in meiner Tasse hat die rostige Färbung von altem Toilettenwasser angenommen. Das Neonlicht ist eine Spur heller geworden, die Poster aus Spanien wirken auf einmal unheimlich. Sie öffnet eine Schublade, holt einige Duftöle hervor und tröpfelt ein wenig davon in eine weiße Keramikschale, ehe sie beschließt, sich dem Thema Zellen zu widmen, den ursprünglichen Zellen, sterbenden Zellen, frischen Zellen, während ich zusammengesunken auf dem Stuhl hocke, eine komplizierte Zellballung, und lange, überdeutliche Blicke auf meine gelbe Armbanduhr werfe, deren Gehäuse so groß wie ein Teller ist.

Ich betrachte das Schaubild an der Wand, den roten, weißen, blauen, gelben, grünen, braunen und beigefarbenen Körper – meinen Blicken ausgesetzt, mit Venen und Adern übersät und tot. Ich falle ihr ins Wort. *Okay, okay, dann bin ich also zuckersüchtig*, woraufhin sie erleichtert lächelt und mich mit Diätvorschriften und Ernährungshinweisen quält, bis ihr Gesicht in eine Million Wackelsplitter zerplatzt, alle mit einem eigenen Mund. Sie schiebt mir ein Ringbuch über den Tisch, randvoll mit ihren blauen Tintenkringeln, und sagt: *Das wirst du brauchen*. Schließlich, als wäre es ihr erst nachträglich eingefallen, gibt sie mir noch ihr Lieblingsbuch von Bud Lancer, das, in dem es um unser Schicksal geht.

Auf dem Heimweg huscht mir ein Bild von Roxanne durch den Kopf, wie sie sich mit Schlafzimmerblick und in Sportsocken versteckten Klumpen Marihuana durch Glenwood schleicht. June öffnet eine große Dose, schüttet die Bohnen in einen Topf, gibt einen um den anderen Löffel klebrigen braunen Zuckers dazu, ein paar Spritzer Ketchup und rührt das Ganze um, die Augen schmal wie Mondsicheln. Mom liegt in ihrem Bücherbett, das Gesicht zugeklappt, eine Kilotüte M&Ms neben sich. Dot lacht mit Augusta über den frischen Biskuitkuchen, Nonnen streifen am Samstagnachmittag durch Einkaufspassagen, die Taschen voll mit Sahnebonbons, die Augen hart wie Stein. Leonard hatte immer ein Glas Pfefferminz in seiner Schreibtischschublade, bestellte jeden Herbst bei den Nonnen sieben Kisten Karamellbonbons, aß bei der Lektüre seiner Sonntagszeitung am liebsten Mandelkekse und brauchte für längere Autofahrten seine Drops und Schokotaler. Ich sehe ihn mit einer offenen Tüte rot-weißem Kokoskonfekt vor mir. Ein Stück nach dem anderen wirft er gedankenverloren in die Luft und sieht ihnen nach, wie sie frei von Schwerkraft hinaufsegeln, und ich fürchte, so kurz vorm Verrücktwerden zu sein, dass mich die Angst packt.

Ich fülle den Kühlschrank mit Eiern von frei laufenden Hühnern, mit regional angebautem Bio-Gemüse, mit Bio-Truthahnscheiben, mit Bio-Soja und Tüten voller Samen und Körnern, die wie Vogelfutter aussehen. Ich nehme die Schachteln Cornflakes vom Kühlschrank und zertrample sie unter Sunnys wachsamen Blicken. Ich schnappe mir meine Kit-Kats, die Teigtaschen, Donutscheiben und die Grabbeltüte mit der internationalen Vielfalt mundgerechter Leckereien, meine Cheetos, meine Joghurtbrezeln, und vergrabe sie in ei-

ner Mülltüte, die ich dann in der Mülltonne vergrabe. Später verdrücke ich im Schlafzimmer stumm meine letzten Schokokugeln, lutsche die Vollmilchschokolade ab, lasse dann den Styroporkern auf meiner Zunge zerschmelzen und schwöre mir, keine Süßigkeiten mehr zu kaufen, bis die Saison vorbei ist, während sanftes Mondlicht in gelben Streifen durch das Fenster fällt und Sunny von Nashville singt, wo die Liebe nie heute, sondern immer erst morgen kommt.

Doch Zucker vermeiden, das ist, als wollte man das Leben selbst vermeiden; er ist überall und steckt in allem. Ich werde komplexer als das bisschen Zucker, das ich noch essen darf. Die neuen Lebensmittel warten nur darauf, dass mein neues Ich sich daranmacht, sie zuzubereiten, während ich dasitze und darauf warte, dass mir die Lust kommt, mit der Zubereitung anzufangen. Jeden Morgen krieche ich nach dem Aufwachen schwitzend und auf allen vieren durch den dunklen zuckerlosen Tunnel, rasende Kopfschmerzen hinter den Augen, und ich habe Angst, dass ich mich nun für den Rest meines Lebens so fühlen werde, gepeinigt von der Sehnsucht nach einer Süße, die mir nicht schadet, einer Süße, die es nicht gibt. Doch Sunny starrt mich an und sagt: *Du bist nur gerade dabei, dich zu ändern, und das ist unangenehm. Deshalb will es ja auch niemand.*

Im Team geht man allgemein davon aus, dass meine strenge Diät die quecksilbrige Unbeständigkeit beseitigt, unter der meine Leistung leidet, und dass ich danach schneller schwimme. Mankowitz hat ein neues Programm ausgearbeitet und begonnen, jene rätselhafte Art von Mankowitz-Druck auszuüben, der Menschen in Fische verwandelt. *Ich möchte, dass ihr die vorgegebenen Strecken zehnmal unter sechzig schwimmt und euch*

auf die Kopfhaltung konzentriert. Der Kopf soll bequem im Wasser liegen, keine Anstrengung, doch ihr sollt euch dabei ständig der Wasserlinie bewusst sein.

Ich beiße die Zähne zusammen, greife als letzten Ausweg zu Grimlock und versuche mich an das Rezept der Dunklen Katholiken zu erinnern: Molke, Quark, Proteinpuder, Vitamin C, Kiwi, Flachsöl, Walnusssplitter, heilige Vorahnung, ein Spritzer Verhängnis.

Verzweifelt rufe ich Mona an: *Mir ist nicht gut. Ich glaube, ich gehöre zu den Menschen, die ohne nicht leben können ...*

Wenn du was Süßes willst, iss eine Jamswurzel, faucht sie.

Sunny entdeckt Rezepte für Jamswurzelsuppen, veranstaltet freitagabends Jamswurzelpartys und backt sonntags Jamswurzelwaffeln, bis ich behaupte, die Krise sei vorbei, und alle mich wieder in Ruhe lassen. Doch ohne Zucker als Antriebskraft wird mein gewohntes Selbst alt, müde und zittrig. Ich schlafe bei hitzigen Diskussionen über Chaucer ein und fahre erschreckt aus meinen Träumen auf, wenn jemand in seiner Leidenschaft ein Buch ein wenig zu heftig zuschlägt. Bei einer Tasse Kaffee versuche ich einer Chaucer-Studentin zu erklären, dass es auch nicht verrückter ist, der schnellste Mensch der Welt sein zu wollen, als ständig an den falschen Orten nach Liebe zu suchen, von einem großen Auto zu träumen, drei Stunden am Tag fernzusehen, am Schreibtisch zu sitzen und Texte in den Computer zu hämmern, die einem letztlich völlig egal sind, zwei Menschen nach dem Ende ihrer Liebe zu einer einvernehmlichen Trennung zu verhelfen oder Bananen so zu stapeln, dass sie nicht auf den Boden fallen, wenn sich jemand welche nimmt.

Peggy mustert mich eines Tages im Umkleideraum von

oben bis unten und sagt: *Ich glaube, unsere Zuckerschnecke hat guten Sex nötig.*

Meine Jungfräulichkeit wird im Umkleideraum zu einem Gesprächsthema, für das sich alle interessieren, sogar die Putzfrauen.

Man hört Geschichten. Peggy sagt, sie kenne ein Mädchen, das Sex mit einer Karotte hatte und ins Krankenhaus musste, weil es eine seltsame Gemüsekrankheit bekam. Peggy sagt, als sie das erste Mal Sex hatte, hinten im Auto ihres Freundes, habe sie so getan, als ob es ihr gefalle, *ohh* habe sie gestöhnt und *ahh*, aber zu Hause musste sie dann weinen, und ihre Mutter hat sie gehört und ihr eine Tylenol und eine Schüssel grünen Wackelpudding mit Trauben in der Mitte gebracht. Babe sagt, als sie das erste Mal Sex hatte, sei sie mit ihrem Freund in der Wohnung seiner gerade verstorbenen Großmutter gewesen und habe so getan, als ob es ihr gefalle, habe sich dann aber in den Schlaf geweint und sei mit verquollenen Augen aufgewacht, und ihre Mutter habe sie zu Hause behalten, weil sie fürchtete, ihre Tochter bekäme Fieber. Die Putzfrau verlor ihre Jungfräulichkeit an einen entfernten Vetter. *Wir kamen erst dahinter, als es schon zu spät war.* Sunny redet nicht darüber, wie es war, als sie das erste Mal Sex hatte. *Das ist zu persönlich.* Lilly Cocoplat sagt, als sie das erste Mal Sex mit dem Anwalt hatte, sei es der pure, feuchte, orgiastische Himmel gewesen. Peggy sagt: *Deine liebe Freundin lügt.* Doch die Brustschwimmerin aus Auburn meint, als sie das erste Mal Sex hatte, habe sie am ganzen Leib wie eine Waschmaschine gezittert und es gleich nochmal machen wollen, aber ihr Freund habe nicht gekonnt. Die Tussi aus Arizona sagt, nachdem sie zum ersten Mal Sex gehabt hatte, sei sie überzeugter Single geworden, konnte

ein Jahr lang nicht schwimmen und habe erst mit neunzehn Jahren wieder Sex gehabt, doch auf ihrer Highschool sei ein Mädchen gewesen, das seine Jungfräulichkeit an den Lieblingshund verloren hatte. Als Tanya Slaughter zum ersten Mal Sex hatte, ging das in die Geschichte Glenwoods ein: Neun Monate später weinte sie über Drillingen. Kyd sagt, seit sie das erste Mal Sex gehabt habe, wisse sie zweifelsfrei, dass sie eine Lesbe sei. Peggy sagt: *Ich möchte wetten, dass sie das auch schon vorher gewusst hat.*

Roxanne sagt, als sie das erste Mal Sex hatte, sei sie so betrunken gewesen, dass sie sich ums Verrecken nicht daran erinnern könne, mit wem es gewesen sei. Sie blickt tief hinter ihre eigene Stirn und sagt, es könnte dieser eine, aber auch der andere Typ gewesen sein, oder der da, vielleicht auch der mit dem coolen Ohrstecker. Dot findet, Sex sei keineswegs zum Lachen, und als sie das erste Mal Sex gehabt habe, sei es nicht geplant gewesen. Sie habe oben am Golfschuppen auf dem Gelände des Glenwood Country Clubs die Kontrolle über die Situation verloren, und es sei einfach passiert, schnell und wild. Sie sagt, sie habe sich so schlecht gefühlt, dass sie ernsthaft daran dachte, ihrem zerrütteten Leben am Ufer des morastigen Lake Shawnee ein Ende zu machen, doch das sei in Gottes Augen nun mal noch schlimmer als Sex.

Der Gedanke an Sex weckt in mir eine kühle, spezifische Angst. Ich fürchte, es wird ziemlich peinlich werden, und ich werde vor Scham sterben, natürlich nicht buchstäblich, aber doch in einem gewissen englischen Sinne. Ich bin zu groß, zu stark, zu schlaksig. Ich lache in den falschen Augenblicken, habe in den falschen Momenten Nervenzusammenbrüche und

bin in allem immer die Letzte, Wettkämpfe ausgenommen. Doch Peggy meint, es gebe wichtige Stationen abzuhaken, und ich solle aufhören, ihnen ständig auszuweichen und mich lieber wie der Rest der Mannschaft (Lesben ausgenommen) auf die Seite der Entjungferten schlagen.

Sunny sagt: *Tu, was du willst, Pip. Lass dir Zeit.*

Ich fange an, mich nach Kandidaten umzuschauen und mich dann und wann und hier und da mit netten Schwimmern abzugeben. Strategien werden diskutiert.

Sag ihm bloß nicht, dass du noch Jungfrau bist. Der flippt sonst aus, sagt Peggy.

Red nicht gleich von deinen Problemen mit Jamswurzeln, falls du ihm nicht wirklich sehr gern hast, sagt Sunny.

Lach nicht, auch wenn es lustig ist, rät mir Lilly Cocoplat aus ihrem Studentenheim in Wichita.

Weinen darfst du auch nicht ... dann fühlt er sich blöd, sagt Peggy.

Lass sie doch, Peggy, wenn ihr danach ist, sagt Sunny.

Weine nicht, Pip, glaub mir, sagt Peggy.

Weine einfach, wenn dir danach ist, Pip. Lass es raus, sagt Sunny.

Ich kenne die Tatsachen. Ich werde Schmerzen spüren, aber nur für eine Sekunde. Peggy sagt, es sei, als reiße man ein Pflaster von einer fast verheilten Wunde. Peggy sagt: *Hab keine Angst, ein Mädchen in Mexiko hat ihre Jungfräulichkeit an eine Dose Bohnen verloren.* Babe sagt: *Jetzt erzähl ihr doch so was nicht.* *Stimmt aber,* erwidert Peggy.

Zu einem großen Barbecue trage ich Bustiers und enge Jeans, mach mir einen hübschen Pferdeschwanz, lege Glitzer-gloss auf und versuche einen Schwimmer mit einer bume-

rangförmigen Narbe über dem linken Auge und einem kaum hörbaren Stottern zu verführen, verschrecke ihn dann aber derart mit meinen Avancen, dass er davonläuft.

Ich ändere die Taktik, föhne mir die Haare, scheitle sie seitlich und stecke mir eine schwarze sexy Spange in die Locken. Sunny legt mir Lidschatten in verführerisch ägyptischem Stil auf, und ich kaufe mir ein schwarzes Kleid mit zwei dünnen Goldkettchenträgern sowie Riemchensandalen, die meine Zehen betonen. Ich gehe zu einem weiteren großen Barbecue, lehne mich an eine Palme, setze mein Amerikas-traurigstes-Sweetheart-Gesicht auf und ignoriere alle. In der ersten Handtasche meines Lebens, schwarz mit Goldkettchen, passend zum Kleid, liegt eine Packung purpurfarbener Kondome. Ich trinke zwei geeiste Margaritas so rasch hintereinander, dass sie mir das heiße Herz kühlen. *Es wird bluten, aber nicht so schlimm, als ob du deine Tage hättest.* Ich schmachte Schwimmer an, die mich langweilen, weil man nicht sterben kann, wenn's einem egal ist.

Tom ist es, der mich unter dem Baum hervorholt und aus gespielter Trauer rettet, eine geeiste Margarita in wummerner Brust. Er trägt eine Brille mit schwarzem Metallrand, die ihn schlicht, aber interessant aussehen lässt. Außerdem hat er sich nach dem Schwimmen nicht die Haare gekämmt, weshalb sie ihm in allen Richtungen vom Kopf abstehen, was ich sehr tröstlich finde. Irgendein Typ singt davon, nach Perlen zu tauchen; ich halte das für ein gutes Zeichen und sage: *Hey, der Typ klingt wie ein trauriger Adam Ant.* Und Tom schaut mich an, lacht und meint: *Aber das ist Elvis Costello.*

Ich taxiere ihn aus den Augenwinkeln. Wie die meisten Schwimmer hat er einen schönen Körper, breite Schultern,

schmale Hüften, lange Beine. Wir genehmigen uns noch eine geeiste Margarita, und ich bin jetzt offiziell betrunken genug, um erst unter der Palme und dann in seinem Auto zu knutschen. Wir knutschen in der Auffahrt, und wir knutschen auf meinem Sofa. Ich habe die Sexphasen auswendig gelernt: 1. mentale Stimulation, 2. manuelle Lubrikation, 3. sanfte Penetration, daher greife ich, als es allzu brenzlich wird, feierlich nach seiner Hand und ziehe ihn zum Bett.

Er kann ohne Brille nichts sehen, also nehme ich sie ihm ab und verstecke sie unter einem Pullover. Seine Hände sind rau und süß und streichen über meinen Körper, als folgten sie dem Straßenverlauf auf einer Karte. Angenehm überrascht stelle ich fest, dass ich 1. mental stimuliert bin und 2. physisch lubriziert, sogar 2+ ziemlich feucht bin, weshalb folglich alles bestens laufen sollte, doch dann fahre ich mit den Händen behutsam an ihm hinab und entdecke diese pulsierende, supergigantische Jamswurzel Schrägstrich genetisch vergrößerte Gurke Schrägstrich lebenden Baseballschläger Schrägstrich Riesenwürzwurst und bekomme fast einen Nervenzusammenbruch, den ich mir zum Glück aber wieder ausreden kann.

Das Leben ist eine Abfolge komplizierter Fehler, bei denen es nur darum geht, um die Ecken herumzukurven. Und ich habe wieder einmal einen handfesten Beweis dafür, dass mein Verstand den Körper auf nichts außerhalb des Schwimmbeckens vorbereiten kann, also kneife ich die Augen zu und lasse mich wie ein dahinschwebendes Gespenst in den Sex gleiten, wohl wissend, dass dies eines Tages komisch sein wird, dass ich irgendwann in der weiten, strahlenden Zukunft mit Peggy am Strand von Sydney sitzen werde. Wir werden

braun gebrannt sein, erschöpft, aufgeregt, werden den langgezogenen, kraftvollen Wellen zusehen, die weit über den Sand rollen, werden den Horizont mit dem Wasser verschmelzen und Wasser an den Himmelsrand schwappen sehen. Dann wird die Zeit mit ihrem grünen Zauberstab wedeln, und wir werden in hysterisches Gelächter ausbrechen, bis uns die Tränen kommen. *Diese dicken Brillengläser, das Haar ... diese Socken, seine weißen Zähne, diese Babyhaut, seine verknitterten Jeans, dieser Schluckauf, dieser riesige, grässliche Penis.*

*Und ach, wir entboten den wilden Shawnees unseren Dank,
ehe wir ihnen wiederholt ins Herz stachen*

Nur um zu hören, was er antwortet, stelle ich E. Mankowitz Fragen, die mit Schwimmen nichts zu tun haben.

Verfliegen die Jahre nicht wie Sekunden?

Er sinniert gedankenverloren und sagt: *Ja, ich glaube schon.*

Finden Sie nicht, dass die Vorstellung von einem Gott ziemlich lächerlich ist?

Da bin ich mir nicht so sicher.

Lügen Sie?

Nein, für gewöhnlich nicht. Er seufzt.

Sie glauben also wirklich, dass alles möglich ist?

Ja.

Alles?

Innerhalb eines vernünftigen Rahmens.

Das schließt Gott aber aus.

Das habe ich nicht gesagt.

Ich schwimme täglich vierzehn Kilometer, halte sieben US-amerikanische Rekorde, zwölf landesweite Titel und stelle in Madrid meinen ersten Weltrekord auf. Zwei Jahre hintereinander holen wir alle Titel bei den NCAA-Meisterschaften. Peggy hält ihren nackten Hintern aus dem Autofenster, verbringt eine Stunde im Gefängnis, zahlt achtzig Dollar Strafe und bekommt eine sehr ernste, peinliche Verwarnung, ehe

man sie freilässt. Sunny lernt dreiundvierzig neue Folksongs, die das menschliche Elend in all seinen Varianten besingen. Die Technik wird verbessert. Um stärker zu werden, durchlebe ich Schmerz; Schmerz ist okay, denn er bedeutet Tempo. Ich stehe vor dem Spiegel und betrachte meinen starken, nackten Körper. Dot hat insgeheim einen Hohlkopf der schlimmsten Sorte geheiratet. Sie haben sich bei einem Entwicklungssemester in Costa Rica kennengelernt, und es war kranke Liebe auf den ersten Blick. Wie bei Damien aus dem Film *Das Omen* stimmt irgendwas nicht mit ihm, doch Dot merkt nichts davon, weil sie sich solche Sorgen macht, dass mit ihr selbst etwas nicht stimmen könnte. Sie trägt ein rückenfreies, pfirsichfarbenedes Kleid und keine Unterwäsche, verwechselt die Kläglichkeit von Sex mit der Kläglichkeit der Liebe. Stan trainiert eine Frauenmannschaft an der Universität von Iowa, seine Frau Emily bekommt einen Jungen. Roxanne geht zur Universität. Gibt ihr Studium auf. Geht zur Universität. Gibt ihr Studium auf. Mom hat Mühe, sich daran zu erinnern, wo Roxanne gerade ist.

Mom sagt: *Komm nach Hause.*

Ich sage: *Mach ich.*

Mom sagt: *Komm nach Hause.*

Ich sage: *Mach ich.*

Mach ich aber nicht.

Ein weiteres Jahr vergeht. Weihnachten verbringe ich bei den Peggys, das Frühjahrstraining in Colorado, das Sommertraining in Kalifornien.

Mom spricht ein Machtwort, spürt Roxanne auf und sagt: *Komm nach Hause.*

Ich sage: *Mach ich.*

Schwester Fergus nimmt die Brille ab, bekreuzigt sich, greift nach dem Rosenkranz und betet um Gesundheit und Neuzugänge, einen modernen Wasserkocher, ein Ende der Hungersnot, der Ignoranz und um Frieden auf der Welt. Sie wischt sich die Stirn mit einem Baumwolltaschentuch ab, das sie als Novizin mit blauen Vögeln bestickt hat, und begibt sich noch vor dem Morgengrauen still und leise in Gottes Königreich. Eine rätselhafte Stadt im südlichen Florida verschluckt June; niemand weiß, wo sie jetzt ist.

Pater Tim wird eingeschaltet. Eine kurze Rede, deren unterschwelliges Thema die Kürze des Lebens ist, weckt Schuldgefühle.

Er gewinnt.

Es ist der dreiundzwanzigste November des Jahres 1987, und ich habe drei schwimmfreie Tage, die in meinem Kalender mit einem roten X markiert sind: Glenwood eins, Glenwood zwei, Glenwood drei.

Mom schluckt eine blaue Tablette, schleppt sich die Treppe hinunter und öffnet eine Tiefkühltruhe, groß wie ein kleiner Lieferwagen. Eine Weile wühlt sie darin herum und hält sich dabei am Rand der Truhe fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, dann zieht sie schließlich einen Truthahn heraus, den sie im Juli im Angebot gekauft hat. Sie schleppt ihn hinauf in die Küche und lässt ihn in einen Bräter fallen. Sie schluckt noch eine blaue Tablette, streckt einen Arm in das Viech, holt die Innereien heraus und legt sie für Manny beiseite, bis ihr einfällt, dass der draußen irgendwo verwest, genau wie alles andere auch. Auf der Treppe hat sie einen Nervenzusammenbruch und wählt den Notruf, da sie diesmal überzeugt ist, ihre Zeit sei gekommen. Mit ausgeschaltetem Blaulicht rast der

Krankenwagen zum Haus. Man misst ihren Puls, den Blutdruck, leuchtet ihr mit einer Lampe in die Augen, gibt ihr ein starkes Beruhigungsmittel und hält ihre Hand, bis sie aufhört zu zittern und in einen traumlosen Schlaf fällt.

Später ruft sie mich an, um sich noch einmal zu vergewissern, wann ich ankomme, wobei sie nur beiläufig erwähnt, sie habe einen kleinen Anfall gehabt, doch Lilly Cocoplat ist mit ihrem Anwalt wieder nach Glenwood gezogen, hat wie stets den Finger am Puls des Geschehens und mich längst angerufen, um mir detailliert Bericht zu erstatten.

Am nächsten Tag steht Mom auf, beißt die Zähne zusammen, nimmt eine halbe blaue Tablette, schleppt sich die Treppe hinunter, wäscht sich die Hände bis hinauf zu den Ellbogen und füllt den Vogel mit so viel Brotkrumen, Preiselbeeren, Walnüssen und Butter, dass es ausreichen würde, die Arterien eines Dinosauriers zu verstopfen.

Wir sitzen am gedeckten Tisch, auf dem rote Kerzen brennen, die wie Totempfähle aussehen und gespenstische orangerote Streifen in unsere undankbaren Gesichter malen. Roxanne hebt ein Glas Wein an die Lippen und nippt langsam daran, ihre roten Augen funkeln mich über den Glasrand an. Mom muss unentwegt davon erzählen, wie müde Thanksgiving sie macht. *Puh, ist das anstrengend. Puh, bin ich erschöpft. Puh, so ein Thanksgiving ist wirklich ganz schön anstrengend, ich bin total fertig. Puh, ich wünschte, ich läge mit einem guten Buch im Bett.*

Roxanne nickt unaufhörlich wie eine Marionette und sagt: *Ist echt anstrengend, Moooooommmmm*, ganz langsam, als wäre sie ein verirrter Wal in den Tiefen ihres eigenen privaten Meeres.

Hast du dir mal wieder die Birne zugedröhnt?, frage ich Roxanne, als Mom vom Tisch aufsteht.

Roxanne ist eine großartige Lügnerin, doch wie bei allen großartigen Lügnerinnen denke ich oft, dass sie lügt, wenn sie die Wahrheit sagt. Lügt sie, ist sie perfekt, ernst und spontan: *New York ist voller Möglichkeiten*. Sie hält meinem Blick stand, und die Worte schlüpfen ihr aus dem Mund, als wären sie nicht schon eine Weile in Gedanken hin und her gewendet worden. Sagt sie aber die Wahrheit – *ich brauche mehr Geld für Lebensmittel* –, hebt sie ständig den Blick, als schwebte die Antwort wie ein Kolibri irgendwo über ihrem Kopf. Wir streiten uns, wenn sie die Wahrheit sagt, doch ich finde mich mit mehr als der Hälfte der raffinierten, schrecklichen, hintersinnigen Lügen ab, die sie mir aufischt.

Sie sieht mich an, lacht, hält inne, lacht erneut, hält wieder inne. *Birne zugedröhnt. Als ob ... du ... immer ... Birne zugedröhnt ... warum tust du ... ich jedenfalls nicht.*

Seit Dot mit einem Holzkopf zusammenlebt und Gutes für die Unglückseligen von Costa Rica tut, hat sie eine harte Stimme. *Sprich in ganzen Sätzen*, herrscht sie Roxanne an.

Roxanne nimmt einen kräftigen Schluck Wein wie ein Pirat und wischt sich den Mund mit dem Ärmel ab. *Okay ... ist das also mal wieder eines dieser beschissenen Thanksgivings, wo man beim Essen in ganzen Sätzen reden muss ... Und wemschon, ich hau jedenfalls ab, und mir ist total egal, was Moooooommm ...*

Ich beobachte Dot. Irgendwas ist mit ihr passiert, nur hätte ich nicht sagen können, was es ist. Sie hat stark abgenommen, was sie nicht nur einen Großteil ihres Busens, sondern offenbar auch einen Teil ihrer Persönlichkeit gekostet hat.

Sie schaut mich an und spöttelt: *Jamswurzel sind also die Antwort der Natur auf die Zuckersucht ... Seht mal, wie weiß meine Zähne sind, seit ich dieses Plastikding trage ... Francesca Keds hat*

Schultern wie ein Büffel ... Habt ihr schon meine neue Armbanduhr gesehen? Mit der kann man 250 Meter tief ins dunkle Meer tauchen.

Ich bin überrascht. *Kurds, Fredrinka Kurds. Warum redest du so mit mir, Dot?*

Ich helfe dir nur, mal selbst zu hören, was du für einen endlosen Blödsinn verapfst, sagt sie und schiebt sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. Jedenfalls möchte ich euch allen klarmachen, dass hier und jetzt damit Schluss ist. Ich bin nicht mehr die liebe Dot für jedermann, kein: Dot wird es schon richten ... Diese Dot gibt es nicht mehr. Haben das alle kapiert? Damit ist es vorbei. Dieser Zyklus endet hier. Ich habe einfach genug davon, Mommy zu spielen.

Keiner versteht, was sie meint. Das wird uns erst im Nachhinein klar, aber ich setze trotzdem meine verständnisvolle Miene auf. Und Roxanne zieht ihr Ist-mir-so-was-von-scheißegal-Gesicht, das wirklich gut zu ihrer neuen New Yorker Frisur passt. Mom lässt sich auf ihren Platz sinken, stellt beide Ellbogen neben dem Teller auf und schiebt die Pulloverärmel bis in die Armbeuge, was sie wie eine Bäckerin aussehen lässt. Ihr Gesicht ist noch dasselbe Gesicht, das sie hatte, ehe die neue Dot zu reden begann. Eigentlich gar nicht mal so übel. Aber auch nicht besonders schön. Sie hat sich so an ihr einsames Bücherleben als Dunkle Katholikin gewöhnt, dass sie uns fortwünscht. Ich habe es ihr sofort angesehen, als wir im selben Raum zusammenkamen, wir alle, und uns musterten wie argwöhnische alte Borstenviecher kurz vorm Schlachten, um uns dann ihr zuzuwenden, der Mutter, und sie mit unseren Tochteraugen von oben bis unten anzuschauen, einzuschätzen, festzuhalten. Sie ist rund wie eine Henne und will ihr Haus zurück, damit sie an den Wänden entlanghuschen und sich leise wie eine Shawnee zurück in ihr

Zimmer schleichen kann. Sie will auf ihrem Bett liegen und von Leuten lesen, die es nicht gibt, bis sie selbst nicht mehr ist. So deutlich wie mit Tinte steht es ihr ins frischgeprägte Mondgesicht geschrieben; sie hat sich danach gesehnt, dass wir kommen, doch jetzt, wo wir da sind, sehnt sie sich danach, dass wir wieder gehen.

Dot ist immer Mutters Lieblingstochter gewesen, die Nummer eins, die beste aller denkbaren Töchter, mit feinem Gespür für Mutters wechselhafte Launen, aufmunternd, stets zwei offene Ohren für Mutters Wehwehchen, besorgt, auf der Stirn eine steile Falte. Als Tochter ist sie ein Klassiker, ein Vorzeigechampion mit schimmerndem Haar und rosigem Gaumen. Die Nonnen lieben sie, die Nicht-Nonnen auch, Freund wie Feind grüßt sie mit Strahleaugen und Signalen einer körperlichen Zuneigung, die ohne zu übertreiben die Brüderschaft aller Brüder betont, die Schwesternschaft aller Schwestern, die Universalität aller menschlichen Menschlichkeit, einer für alle und so weiter. Wie oft habe ich Mom lesend im Bett gesehen, durch die Brille Worte abgrasend, während Dot eine Tasse heißen Tee bringt, den sie eigens für sie gesüßt hat? Wie oft habe ich gesehen, wie Dot in der Küche abmisst und umrührt, damit der Tee genau richtig schmeckt?

Sunny behauptet, es handle sich um einen klassischen Fall von Mutter-Tochter-Rollentausch, Dot sei nicht die perfekte Tochter, sondern die perfekte Verkörperung einer guten Mutter, und das, ohne geboren zu haben, was sie zu einer modernen Mini-Maria mache.

Irgendwann bekommt sie einen Knacks, sagt sie und schaute von Lancers Dictionary of the Ancient World auf.

Dot? Niemals. Das wird sie nicht, antworte ich, während ich mir die Fingernägel schneide.

Tja, ich will es um ihretwillen hoffen, sagte sie und senkte den Blick wieder in *Lancers Dictionary of the Ancient World*.

Wenn du wirklich sterben willst, Roxanne, dann ist das eigentlich nicht weiter schwer, sagt Dot mit leiser, gruseliger Stimme. *Wir sind in Kansas; hier kann jeder Idiot eine Waffe kaufen, selbst jemand mit einer so lächerlichen Frisur. Die Leute tun das jeden Tag. Du brauchst deswegen nicht nach New York zu fahren, es sei denn, du willst dabei Gesellschaft haben. Ihre Miene wird mit jedem Augenblick fieser. Aber ... du quälst lieber uns, nicht? Wie könnten wir, die unsensiblen Arschgesichter, die wir sind, denn auch nur ansatzweise dein großärschiges Leid verstehen? Wie könnten wir uns auch nur vorzustellen vermögen, was du verdammt nochmal empfindest? Geh und hol dir eine Knarre, gefährliche Frau, lebe von mir aus wie ein wildes Tier. Ist mir egal. Ich hab anderes im Kopf.*

Großärschig? Ich versuche, das Thema zu wechseln.

Höchste Zeit, dass du damit aufhörst. Sie wirbelt so heftig zu mir herum, dass der ganze Tisch wackelt.

Womit?, frage ich und verschlucke mich fast am Jamswurzelbrei.

Damit. Mit diesem widerlichen kleinen Lächeln. Sie rammt das Messer in eine arme Avocado.

Lächerliche Frisur? Ich habe eine lächerliche Frisur?, fragt Roxanne, gefangen in einer Zeitschleife.

Es stimmte, Dot war immer nett, und nette Leute werden irgendwann zu einem fast unsichtbaren Hologramm, das die ewig jammernden Leute umschwebt. Fies ist sie besser dran, da bleibt man in ihrer Nähe auf der Hut und fängt an, sie ernst zu nehmen. Die neue Dot gefällt mir besser, auch wenn

sie mich manchmal ängstigt, doch es scheint keine leichte Aufgabe zu sein, eine klassische Umkehrung der Mutter-Tochter-Rolle opferfrei wieder umzukehren.

Mutter packt mich in der Küche. *Warum ist Dot so ein ... Da waren Kerne im Salat und Wassernüsse und Avocados. Ich musste extra einkaufen, und du weißt, ich ... ich habe sie zum Nachreifen in eine braune Papiertüte gelegt ... man sollte doch meinen, sie hätte ... was ist nur los mit ihr? Was?*

Ihre Fänge schlagen sich in meine Haut, wecken unangenehme Erinnerungen. *Du gehst überhaupt nicht aus dem Haus, Mom ... und deine Tabletten, die machen dich ... Du sagst, wir würden dir was vorspielen, als ob du normal wärst, dabei wissen wir doch genau, dass du das nicht bist. Es ist einfach beleidigend. So kannst du uns nicht mehr behandeln. Die Dinge haben sich geändert. Sunny meint, du hättest ein ernsthaftes ...*

Sie lässt meinen Arm los. *Ich weiß gar nicht, wovon du redest.*

Ich reibe mir die Striemen. *Du weißt genau, wovon ich rede. Du gehst überhaupt nicht aus dem Haus. Gib es doch zu. Und du nimmst Tabletten. Um zu leben.*

Ich gehe aus, wenn mir danach ist, sagt sie und belügt sich, wie sie mich belügt. *Mir ist eben nur nicht danach. Ich weiß schon, worum es geht. Töchter rebellieren gegen ihre Mütter. Das ist ..., sie sucht hinter ihrer Stirn nach dem richtigen Wort, klassisch. Nach allem, was ich ... ich ... wir ... ich hätte nicht gedacht, dass mir das auch passieren würde. Hätte ich wirklich nicht. Nach allem, was ich durchgemacht habe. Sie wird fies. Ich habe dich immer tun lassen, was du wolltest, bin im Morgengrauen aufgestanden, um dir deine Brote zu schmieren ... du hattest ein großartiges Leben. Wart's ab, wart's einfach bloß ab ...* sagt sie, dann schleppt sie sich die Treppe so rasch hinauf, wie sie nur kann, ohne einen Herzinfarkt zu

bekommen. Als ich an den Tisch zurückkehre, ist Roxanne verschwunden, und Dot hat sich in ihr Zimmer eingesperrt.

Du bist jetzt das Oberhaupt der Familie. Ich will damit nichts mehr zu tun haben, sagt Mom am nächsten Morgen, während sie mit grünlichem Gesicht auf ihrem perfekt gemachten Bett liegt. Sie hat Lippenstift aufgetragen, um einen guten, normalen Eindruck zu machen, aber der Lippenstift ist alt und brüchig.

Ich setze mich auf einen der schweren Esszimmerstühle, die ein fauler Dunkler Katholik in den Monaten intensivster Überwachung hochgetragen hat. *Hör zu, Mom, nächstes Jahr ist Olympiade. Ich kann nicht auch noch das Oberhaupt der Familie sein.*

Sie dreht den Kopf zum Fenster. *Keiner hört auf mich. Keiner weiß, was ich durchmache. Und ehrlich gesagt, ich glaube, es kümmert auch niemanden.*

Mich kümmert es, aber mir ist die Lust vergangen, ihr das zu sagen. *Außerdem war es June. Die arme alte June hat mir meine Brote gemacht, sage ich und gehe aus dem Zimmer nach unten.*

Dots Miene ist immer noch verschlossen und hart.

Ich probiere es mit dem Weg gutmütigen Vergessens. *Na, wie geht's, wie steht's?*

Sie ist es leid, den Weg gutmütigen Vergessens zu gehen. *Halt doch ausnahmsweise einfach mal die Klappe, okay?*

Ich wechsle das Thema. *Mom meint, ich sollte jetzt das Oberhaupt der Familie sein ...*

Sie blickt mit müden Augen zu mir auf. *Krank bis zum bitteren Ende,* sagt sie, und ich frage mich erneut, was mit ihr geschehen ist.

Allerdings kann sie der Versuchung nicht widerstehen, sich

zum moralischen Oberhaupt der Familie zu ernennen, fährt mich an und verlangt mit Maschinengewehrstimme Antworten.

Wie konntest du Roxanne nur Bargeld geben?

Was hast du Mom gesagt?

Was hast du dir dabei gedacht?

Woran erkennst du das? Woher willst du das wissen? Das ist keine ausreichende Antwort.

Gehst du immer noch mit diesem langweiligen Typen, den du nicht mal gernhast?

Keiner will Mom zur Kirche begleiten, also geht sie allein, kehrt mit verschlossenem Gesicht heim und legt sich ins Bett. Ich gehe mit Cocoplat essen, doch die besteht darauf, den Anwalt mitzubringen. Er hat zugenommen, aber nur obenrum, die Beine sind nach wie vor die reinsten Bohnenstangen. Er mustert mich über den Tisch hinweg mit zusammengekniffenen Augen und schaut dann müde auf seine Uhr. Lilly sieht hilflos zu.

Ich weiß, es gibt da so einiges, was ich tun sollte, aber ich tu's nicht.

Geh zum Friedhof.

Geh zu den Nonnen.

Finde heraus, wo June ist.

Sag Dr. Bob hallo.

Ich liege auf dem Bett und starre aus dem Fenster, bis ich es nicht mehr aushalte. Dann besuche ich Pater Tim und rede mit den neuen Delphinen sowie mit der Mannschaft der Holy Name, der es immer noch gelingt, ihre seit zwanzig Jahren andauernde Serie von Niederlagen fortzuführen. Sie weinen und sagen, wie gern sie mich hätten. Ich spüre Tränen in meiner

Kehle aufsteigen, wehre mich aber dagegen und sage ihnen mit einem Frosch in der Stimme, ich hätte sie auch gern, was stimmt, ich mag sie wirklich.